



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die athenische Volksmoral im Drama. 4

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

bewußtsein weit weniger entwickelt und wo es nicht stark genug ist, Erscheinungen, wie die jüngst im Reichstage erlebten, zu verhüten, wird bei einem Zustande dieser Art nicht auf die Länge der Zeit bestehen können.

Nun wird freilich niemand daran denken, aus dem blauen Himmel heraus eine Änderung des Wahlrechts zu versuchen. Die Massen und noch mehr ihre demagogischen Führer sind sich vollkommen bewußt, welche Macht mit diesem Wahlrecht in ihre Hände gelegt ist. Eine Abänderung würde einen Kampf auf Leben und Tod entzünden. Aber kraft einer aus der innersten Natur der Verhältnisse sich ergebenden Notwendigkeit wird es doch früher oder später zu einem solchen Kampfe kommen. Gebe Gott, daß dann die staatserkhaltenden Kräfte noch stark genug sind, ihn zu bestehen.



## Die athenische Volksmoral im Drama

### 4



ach dem bis jetzt angeführten dürfte es schwer halten, aus den Stücken der großen Tragiker und, abgesehen von einem einzigen später zu besprechenden Umstande, selbst aus denen des Aristophanes, einen Moralgrundsatz herauszufinden, der einem edeln Charakter unserer Zeit nicht anstünde. Aber haften nicht dem griechischen Volkscharakter weltbekannte häßliche Schandflecke an?

Der strenge Christ wird einen solchen schon in dem Mangel der Feindesliebe bei den Helden der Alten finden. „Ein Achill oder Odysseus — schreibt Wundt in seiner Ethik —, in denen die Zeit, die zuerst den homerischen Gedichten lauschte, Vorbilder männlicher Tugend sah, wie anders erscheinen sie dem stoischen Philosophen oder gar dem brahmanischen Weisen und frommen Christen, denen Zorn und Rache, List und Betrug, selbst wenn diese in dem Dienste rühmlicher Zwecke zu stehen scheinen, als verabscheuungswerte Verbrechen gelten!“ Den schlauen Odysseus haben wir schon abgethan. Was aber die Rache anlangt, ist etwa der moderne Zweikampf etwas anderes als Rache? Und der Beleidigte, der ihn ablehnt, darf in dem Staate, der sich heute vor allen der sittliche und christliche zu sein rühmt, dem Stande nicht angehören, den dieser Staat als seinen vollkommensten und würdigsten Repräsentanten ehrt. Auch der österreichische Kriegsminister hat kürzlich den Reserveoffizieren verboten, sich an katholischen Studentenverbindungen zu beteiligen, weil diese

die Pflicht ritterlicher Genugthuung ablehnten. Und wenn das liberale Bürgertum diese Sitte als barbarische Unsitte verurteilt, so geschieht es nicht, um dem christlichen Grundsatz der Feindesliebe Geltung zu verschaffen, sondern aus Abneigung gegen den Ritterstand und zu Ehren des sogenannten Rechtsstaats. Im Privatleben denken und handeln die liberalen Bürger genau so, wie die konservativen Ritter, und die frommen Christen so wie die alten Heiden, nur daß ihre Rachedthaten meist die ritterliche Eleganz vermissen lassen. In L. war ich mit einem Herrn befreundet, der seines Amtes als Kirchen- und Schulvorsteher mit großem Eifer waltete und u. a. jedesmal den Geistlichen und Lehrern den Kopf warm machte, so oft er bemerkt zu haben glaubte, daß sich Kinder auf dem Schulwege nicht ganz artig betragen hätten. Einmal saß ich bei ihm, als sein zwölfjähriges Söhnlein aus der Schule nach Hause kam und ihm klagte, daß ihn ein Junge unterwegs beleidigt hätte. Und das hast du dir gefallen lassen? fragte der Papa, und du hast ihm nicht sofort eins übers Maul gegeben und ihn durchgehauen? O du Feigling, du Memme du! Psui, schäme dich! Männer, die nach einer Ohrfeige auf die rechte Wange auch die linke hinhalten, sind eben im öffentlichen Leben unmöglich und kommen auch im Privatleben nicht durch, wenn sie nicht Angehörige der untersten Klassen sind, für die es in vielen Fällen Lebensbedingung ist, sich schweigend mißhandeln zu lassen. Die Wirklichkeit berechtigt also auch heute noch, und heute erst recht, den Dichterphilosophen Nietzsche, zwischen Herren- und Sklavenmoral zu unterscheiden und das Christentum eine Sklavenmoral zu nennen. Sein Unrecht besteht bloß darin, daß er den Herren nicht allein das Recht zugestehet, die Untergebenen als Untergebene zu behandeln, die eigne persönliche Würde und Ehre aber durch Gewaltthat zu wahren, sondern auch das andre verwerfliche, die Untergebenen und Besiegten den eignen Lüsten zu opfern. Andererseits rührt die vielgezeißelte Heuchelei und Verlogenheit unsrer Zeit eben daher, daß man den Spruch: „Eines schickt sich nicht für alle“ in der Moral nicht gelten lassen und die Notwendigkeit verschiedner Moraltypen für die verschiedenen Geschlechter, Lebensalter und Stände nicht einsehen will. Sene Moral der Bergpredigt, die in der Feindesliebe ihre schönste Blüte treibt, ist die Moral der Armen und Dienenden und der Entfagenden unter den Reichen und Mächtigen, und diese Entfagenden bilden ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den Weltfynn, sind daher zu ehren, und es wäre sowohl unrecht als unklug, sie zu verspotten oder sie ausmerzen zu wollen. Aber für Helden, die die Welt beherrschen, die Menschheit zu Thaten anregen und vorwärts bringen wollen, taugt sie nichts. Was die gewöhnlichen Leute anlangt, gebildete wie ungebildete, so erstaunt man oft darüber, welches unveröhnlichen Hasses sie fähig sind, und durch welche lächerlich kleine Ursachen, oft rein eingebildete Beleidigungen ein solcher Haß erregt werden kann; fromme und unfrome verhalten sich darin ganz gleich, und selbst Geist-

liche machen sich solcher Unversöhnlichkeit schuldig. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Kirche so manchen zur Reue und Veröhnung bekehrt, und daß Christi Beispiel manches rachfüchtige Herz bezwingt, aber das sind einzelne Vorgänge, die auf den Lauf der Welt, der immer auch durch gewaltige Wogen von Haß und Rachsucht mit bestimmt wird, keinen Einfluß üben.

Übrigens lassen die griechischen Tragiker die Rache ihrer Helden weder ins maßlose ausschreiten noch unanständig werden, sie geben sogar dem Zweifel Raum, ob Rache überhaupt erlaubt sei. Des Aischylos Elektra (in den Grabesspenderinnen) weiß nicht, was sie an des Vaters Gruft beten soll. Der Chor rät ihr, sie möge zunächst des Bruders in Liebe gedenken und dann der Schuldigen:

Sag ihnen, kommen werd ein Gott einst oder Mensch —

Elektra

Weinst du, der sie richten, oder der ihn rächen wird?

Chorführerin

Du sagst es einfach: der den Mord mit Mord vergilt!

Elektra

Doch ist es fromm auch, von den Göttern das zu flehn?

Chorführerin

Wie nicht, daß seine Schuld dem Feind sich rächt.

Nicht zur Sättigung ihres persönlichen Rachegefühls also soll Elektra die Befrafung der Schuldigen verlangen, sondern damit der verletzten Gerechtigkeit Genüge geschehe. Am Schluß ihres Gebets zur Seele des Vaters spricht sie:

Mir aber gieb du, daß ich tugendhafter sei  
 Denn meine Mutter, reinen Wandels, reiner Hand!  
 Für uns gebetet hab ich dies; den Feinden laß  
 Erscheinen, sag ich, einen, der dich, Vater, rächt,  
 Auf daß die Mörder wieder morde ihr Gericht.  
 So betend schürz' ich in den frommen Segensspruch  
 Den Flucheswürdigem ein des Fluches Gegenpruch.  
 Du aber send uns alles Heil empor, mit dir  
 Die Götter und die Erd und Dife Siegerin.

Von Herakles heißt es in den Trachinierinnen:

Zeus gab der Sklaverei ihn preis, zur Strafe, daß  
 Von allen Menschen diesen [den Iphitos] er durch List  
 Getötet. Denn wenn offene Rache er geübt,  
 So hätte Zeus ihm den gerechten Sieg verziehn.

Im Ilias des Sophokles weist Athene auf den durch Wahnsinn geblendeten Helden und spricht zu Odysseus:

siehst du, wie viel Götterkraft vermag?  
 Wo fand man einen zweiten, einsichtsvoll wie er,  
 Und tüchtig, auszuführen, was die Zeit gebot?

## Odyſſeus

Ich kenne keinen. Ist er auch mein schlimmster Feind  
Gewesen, dennoch jammert mich sein Leiden tief.

Und als sich dann Nias entleibt hat, und Agamemnon die ehrenvolle Bestattung verhindern will, da mahnt Odyſſeus, den Toten nicht zu beschimpfen; Nias sei doch nun einmal der Argeier bester gewesen;

Verlezen würdest du nicht ihn, doch das Gebot  
Der Götter. Denn dem edeln Mann geziemt es nicht,  
Am Toten sich zu rächen, ist er ihm auch feind.

Agamemnon

Du nimmst, Odyſſeus, diesen gegen mich in Schutz?

Odyſſeus

Gewiß! Als ichs mit Ehren durfte, haßt' ich ihn.

Agamemnon

Bedenke, welchem Manne Liebe du erzeigt!

Odyſſeus

Er war mein Gegner, aber einst ein edler Mann.

Agamemnon

Was doch verlangst du? Ehrst du so den toten Feind?

Odyſſeus

Hoch steht des Helden Größe über meinem Haß.

Steht solche Gesinnung gar so tief unter dem, was man täglich bei unsern „Christen“ erlebt, die auf die Tugenden der Heiden als auf „glänzende Laster“ mit hochmütigem Mitleid herabblicken? Auch Euripides läßt seine Elektra sprechen: „Auf Tote Schmach zu häufen — Haß wär' unser Lohn!“

Daß dem Griechen, wie allen Völkern des Altertums, der Fremde der Feind gewesen, und daß ihm gegen den Feind alles erlaubt gewesen sei, daß er den Begriff der Menschheit nicht gekannt und alle Nichtgriechen als Barbaren verachtet habe, das sind bei uns alltägliche Redensarten, an deren Wahrheit niemand zu zweifeln scheint. Und doch findet sich in den Tragikern nichts, was ihre Berechtigung bewiese. Es kommen da häufig Ausländer vor, namentlich kriegsgefangne Sklavinnen, aber ihnen allen wird Mitleid und menschliche Teilnahme gewidmet, nirgends sehen wir, daß sie ein edler Mann verächtlich oder grausam behandelte oder sich nicht durch alle Pflichten der Menschlichkeit und Gerechtigkeit auch ihnen gegenüber gebunden fühlte. Beweise dafür sind u. a. aus des Aischylos Agamemnon und aus des Euripides Hekabe und Troerinnen schon angeführt worden. Es ist richtig, daß sich der Grieche dem Griechen stärker verpflichtet fühlte als dem Ausländer, aber fühlt der heutige Deutsche nicht auch so? Sphigenie in Tauris sagt:

Ich weihe nur das Opfer, andre schlachten es —  
O grause Pflicht! — im Innern dieses Heiligtums . . . .  
Mein armes Herz, du warest immerdar zuvor  
Sanftmütig und mitleidig gegen Fremdlinge

Und brachtest Stammverwandten gern der Thränen Zoll,  
 So oft ein Mann Achaïas fiel in deine Hand!  
 Nun, nach dem Traumgesichte, das mich aufgeschreckt,  
 Als weile mein Orestes nicht im Lichte mehr,  
 Sollt ihr mich grausam finden, wer mir immer naht!

So zartgestimmt und erhabnen Sinns wie Goethes Iphigenie ist also freilich die des Euripides nicht, man darf aber auch nicht vergessen, daß unfre deutsche Iphigenie nicht eben zu den Bühnenzugstücken gehört, also dem bei uns herrschenden Geschmack wenig entspricht, und daß Goethe selbst die Stimmung, aus der er sie geschrieben hat, halb und halb hat erzwingen müssen; seine Alltagsstimmung war es nicht. Und Welch eine würdige Rolle läßt Aischylos die Perjer spielen in seinem gleichnamigen Stück! Keine Spur von Geringschätzung des Feindes ist darin zu gewahren. Wie behandeln dagegen die Deutschen und die Franzosen einander heute gegenseitig in der Presse und in der Litteratur!

Wenn sich aber die Griechen selbst für das edelste und von den Göttern ausermählte Volk hielten und zur Herrschaft, wenigstens zur geistigen Herrschaft über alle andern Völker berufen zu sein glaubten, hatten sie da nicht vollkommen Recht? Sollten sie etwa die Neger für schöner halten als die Modelle ihrer Skulpturen? Sollten sie das Hebräische der Sprache Homers vorziehen? Sollten sie nicht stolz sein auf eine Kultur, die ihnen keine härtere Todesstrafe gegen Staatsverbrecher gestattete, als den schmerzlos tödenden Giftbecher, während bei den benachbarten Barbaren das Pfählen, lebendig Schinden, lebendig Verbrennen, Augen austechen, Hände und Füße abhacken, Entmannen an der Tagesordnung war? Sollten sie ihr Familienleben nicht höher schätzen als den orientalischen Harem, die Werke ihrer bildenden Kunst nicht höher als orientalische Fragen, ihre wenn auch unvollkommene Freiheit nicht höher als orientalische Despotenherrschaft und Sklavengesinnung? Denken wir Deutschen nicht ganz ebenso, und verachten wir nicht mit Recht solche, die anders denken, als schlechte Patrioten? Wenn die griechischen Philosophen und Staatsmänner den Gegensatz zwischen ihrem Volk und den Barbaren und das höhere Recht ihres Volkes in schärfern Worten formulirt haben, als es deutsche Moralisten und Staatsrechtslehrer mit Beziehung auf unser Volk thun, so kommt das nicht von geringerer Menschlichkeit des griechischen Volkes, sondern nur daher, daß sie nicht gezwungen waren, eine Moral zu heucheln, die bei uns nur in der Theorie gilt, und auch daher, daß sie nicht wie wir mitten unter Völkern lebten, die sich Gleichberechtigung erzwungen und die auch wirklich auf derselben Kulturstufe gestanden hätten; ist doch ihre geistige Überlegenheit sogar von den Römern, ihren Besiegern, anerkannt worden.

Von der Sklaventheorie des Aristoteles, die heute von der Rechten wie von der Linken mit demselben sittlichen Pathos als unsittlich verurteilt wird,

haben wir bei anderer Gelegenheit gehandelt, und dem Sklavenleben der Alten gedenken wir später eine besondre Abhandlung zu widmen. Für diesmal beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß die landläufige Vorstellung, bei den Alten seien sämtliche Freie Faulenzer gewesen und nur die Sklaven hätten gearbeitet, grundfalsch und nur aus der bekannten Stelle des Aristoteles, aus dem juristischen Begriffe der Sklaverei und aus den Anekdoten abgezogen ist, die Rom in der Zeit geliefert hat, wo es Weltstadt und Weltbeherrscherin geworden und der italienische Bauernstand größtenteils durch Latifundien verdrängt war, die natürlicherweise durch Sklaven bewirtschaftet wurden. Wer fleißig und aufmerksam im Neuen Testamente liest, der wundert sich manchmal darüber, daß es in diesen Geschichten, die doch beinahe vor neunzehnhundert Jahren in einem entfernten Lande gespielt haben, bei der Haus- und Landwirtschaft, zwischen Herrschaften und Gefinde und in vielen andern Verhältnissen ganz so zugeht wie bei uns. Aus den Zuständen Palästinas, Kleasiens und Mazedoniens aber, die den Schauplatz der neutestamentlichen Geschichten bilden, dürfen wir Schlüsse ziehen auf die Zustände des ganzen Römerreichs, da sich beim lebhaften Verkehr aller seiner Provinzen unter einander deren Verschiedenheiten ähnlich ausglich, wie heute die Verschiedenheiten der Völker durch den Weltverkehr. Denselben Eindruck empfängt man, wenn man Aristophanes und die Gedichte von Theokrit, Bion und Moschos liest, die hundertfünfzig bis zweihundertfünfzig Jahre später unter der griechischen Bevölkerung Siziliens entstanden sind. Es geht da in der Stadt wie auf dem Lande ganz so zu wie bei uns, nur daß, um zunächst die bukolischen Gedichte abzufertigen, unsre Hirtenjungen viel Prügel bekommen, wovon bei den Idyllikern nichts steht, und daß die Schnadahüpfel der Burschen und Dirnen in den Alpenländern — in Mittel- und Norddeutschland entbehrt das ländliche Liebesleben des veredelnden Schmelzes der Poesie vollständig — meist weniger zart ausfallen, als die Wett- und Wechselgesänge der altgriechischen Hirtenjugend, die ja freilich der Dichter stark retouchirt und idealisirt haben mag. Nur einmal, in Theokrits vierzehnter Idylle, kommt eine Handlung vor, die roh genannt werden kann, aber bei weitem nicht so roh ist wie vieles, was man täglich bei uns erlebt, und die noch dazu vollkommen gerechtfertigt erscheint. Der junge Achines, offenbar ein kleiner Bauer, bewirtet ein Paar Gäste mit zwei Hühnlein, einem Spanferkel, Zwiebeln und Schnecken; sein Mädchen ist auch von der Gesellschaft. Beim Trinken wird ausgemacht, daß jeder eine Gesundheit auszubringen habe, aber den Namen zu nennen verpflichtet sei. Ryniska mußte natürlich auf das Wohl ihres Liebsten trinken, aber sie bleibt stumm wie ein Fisch. Nun fällt dem Achines ein, daß man munkelt, sie halte es hinter seinem Rücken mit Lykos, dem noch unbärtigen Buben des Nachbarn, und als nun einer der Gäste neckend ein Lied vom Wolfe singt (Lykos heißt Wolf), da bricht das Mädchen in Thränen

aus. Jetzt reißt dem braven Aischines die Geduld, er giebt der Dirne zwei Ohrfeigen, sodaß sie heulend hinausstürzt; dann wartet er zwei Monate, sich grämend, auf ihre reuige Wiederkehr, und da sie nicht kommt, geht er zu Schiffe, um ins Söldnerheer des Ägypterkönigs einzutreten. Das könnte, abgesehen von den veränderten Militärverhältnissen, ebensogut anno 1893 p. Chr. n. in Holstein wie um 250 auf Sizilien geschehen sein.

Die Stücke des Aristophanes spielen sämtlich in den Kreisen von Kleinbürgern, Krämern und Bauern, die selber arbeiten, und deren Sklaven nicht wesentlich anders zu ihnen stehen als unser Gesinde zur Herrschaft. Die Acharner, die wackern Marathonkämpfer, sind hagebüchne Kohlenbrenner, denen ihr Kohlenkorb das teuerste auf Erden ist; der von ihnen bedrohte Dikaiopolis schützt sich dadurch, daß er einen Kohlenkorb vorhält, den er zu durchbohren droht, wenn sie ihn angreifen, wie in einer verlorenen und von Aristophanes verspotteten Tragödie des Euripides Telephos sich des kleinen Orestes bemächtigt, um vor Agamemnon sicher zu sein. „Weh — ruft einer der Kohlenbrenner —, auf mir lastet mein Alter schwer! Einst als ich, jung und kräftig, meine Last Kohlen trug, da wäre mir ein Friedensvermittler nicht so leicht entronnen.“ Die alten Marathonkämpfer sind nämlich selbstverständlich ganz so wie unsre heutigen Kriegervereinler feurige Anhänger der Kriegspartei, während Dikaiopolis, ein Bauer, mit allen aristophanischen Bauern den Frieden will und, gleich unsern heutigen bairischen Landleuten, das Militär verwünscht, samt dem Stadtleben, wozu er — das Stück spielt im peloponnesischen Kriege — gezwungen ist.

Ich sinne, krippe, rupf am Barte, rechn' auch wohl  
Und blick ins Feld hinaus; dem Lieben Frieden hold  
Und feind der Stadt, sehn' ich nach meinen Nachbarn mich.  
Die rufen nimmer mir das: „kaufet Kohlen!“ zu,  
Noch „Eßig“ oder „Öl“; sie kennen nicht das „kauf!“,  
Sie bauen alles selbst; kein „kauf!“ durchjägt das Ohr.

Und Trygaios, der auf einem Mistkäfer, dem für den Bauern passenden Flügelroß, gen Himmel reitet, um nachzusehen, was die Götter für eine verrückte Wirtschaft treiben, daß es auf Erden gar so verdreht zugeht, wie liebt er den Frieden und seine Ackerarbeit! Ja, bei Zeus, so begrüßt er die zur Friedensfeier herbeieilenden Freunde, schön hergerichtet ist die Hacke, glänzend hell,

Und die dreigeackte Karste leuchtet blank im Sonnenlicht;  
Stattlich, traun, im Wechselreihen rage sie wie Reb und Baum!  
Drum verlangts auch mich so herzlich auf das Feld hinauszugehn  
Und einmal mein Gütchen wieder umzuschaukeln mit dem Karst.

Die Bauern, ja die Bauern allein sind es auch gewesen, die ihm geholfen haben, die in einen Abgrund gestürzte Friedensgöttin wieder herauszuziehen, während die Schwäger der Volksversammlung, die politischen Streber, die

teils auf Ruhm und Anführerstellen, teils auf Geldgewinn spekuliren, die Waffenfabrikanten und Militärlieferanten sämtlich zum Kriege hegen.

Im Plutus wollen die armen Bauern dem blinden Reichtumsgott wieder zum Augenlicht verhelfen, damit er die Güter gleichmäßig verteile oder wenigstens, wie es sein ehrlicher Wille ist, nur den Rechtschaffnen Reichtum schenke und nicht ihn, wie es gewöhnlich geschieht, an die Schurken verschleudere. Da belehrt Penia, die Göttin der Armut, diese Kurzsichtigen, daß sie davon gar keinen Gewinn haben würden. Wenn alle gleich reich wären,

Dann ränge hinfort kein Sterblicher mehr nach Kunst und weiser Erkenntnis;  
Und sind die beiden geschieden von euch, wo wird dann einer sich finden,  
Der schmiedet das Erz, der zimmert das Schiff? Wer schneiderte, fertigte Ruder,  
Wer schufterte, schafft' euch Ziegel aus Lehm, wer walkt' und gerbte die Felle,  
Wer risse das Erdreich auf mit dem Pflug und gewönne die Frucht der Demeter,  
Wär' euch unthätig zu leben vergönnt und dürftet ihr alles veräumen?

Schnack hin, Schnack her, meinen sie, das müßten dann alles die Knechte machen! (Faulenzen und die Knechte arbeiten lassen, war also zwar das Ideal manches Bauern, aber um 300 v. Chr. keineswegs Wirklichkeit im attischen Ländchen.) Penia aber fragt spottend, woher sie denn die Knechte nehmen würden, wenn jedermann reich wäre, und keiner sich auf ein so gefährliches und schmähtliches Gewerbe, wie der Menschenhandel sei, zu verlegen brauche? Nicht das vorher geschilderte verderbliche Müßiggängerleben würde gewonnen sein, wenn alle reich wären, sondern jeder würde dann noch mehr als bisher selbst arbeiten müssen, weil es gar keine Knechte mehr geben würde; Armut und Reichtum seien eins nicht ohne das andre denkbar, und wo alle gleich reich seien, da seien alle gleich arm. Nur die Armut, nicht etwa die Bettelarmut, sondern jener geringe Vermögensgrad, der zum Arbeiten zwingt, schaffe allen Reichtum. Gäbe es keine Armen, die ums Brot arbeiten müßten, so würde es keine Betten, keine Teppiche, keine Prachtgewänder, kein Salböl mehr geben.

Was hilft nun einem der Reichtum noch, muß man dies alles entbehren?  
Bei mir ist all das, was ihr begehrt, stets leicht zu beschaffen, ich selbst ja,  
Ich sitze zur Seite dem Handwerksmann als Herrscherin, treibe zur Arbeit  
Ihn, daß er, gedrückt von Mangel und Not, sein tägliches Brot sich erwerbe.

Nicht bloß die Bauern also, sondern auch die städtischen Kleinbürger, die Krämer und Handwerker, waren Leute, die selbst Hand anlegten, obwohl es natürlich auch an größern Unternehmern nicht fehlte, die, wie der Gerber Kleon, ihr Geschäft mit zahlreichen Sklaven fabrikmäßig betrieben. Daß die zahlreichen Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker ihre Meisterwerke nicht von Sklaven anfertigen lassen konnten, versteht sich von selbst. Auch an freien Frauen, die sich ihren Lebensunterhalt mit ehrlicher Arbeit verdienten, hat es nicht gefehlt. Euripides Mutter war eine Gemüsehändlerin, und in der Thes-

mophorienfeier klagt eine Kränzewinderin, daß ihr der Sohn dieser Grünzeugfrau das Geschäft verderbe.

Es starb in Kypros neulich mir der Mann dahin  
 Und hinterließ fünf Kinderchen, die mit Mäh und Not  
 Ich erhielt, indem auf dem Myrtenmarkt ich Kränze flocht.  
 So ernährt' ich anfangs, freilich nur notdürftig, sie.  
 Jetzt aber hat in seinen Trauerspielen der  
 Die Männer überredet, Götter geb' es nicht,  
 Sodasß kaum halb so groß jetzt unser Absatz ist.  
 Drum ist mein Rat, und dringend fordr' euch all ich auf,  
 Den Mann ob vieler Unbill streng zu züchtigen;  
 Denn herbe Leiden fügt, ihr Frauen, er uns zu,  
 Wuchs doch er unter herben Gartenkräutern auf.  
 Nun aber muß zu Markt ich, es bestelleten  
 Die Männer zwanzig Kränze, die ich flechten muß.

Also lauter selbst arbeitendes kleines Volk von Freien! Und so scheint es dann später alle die Jahrhunderte hindurch in den Provinzen des römischen Reichs geblieben zu sein, woraus von selbst folgt, daß sowohl die wirtschaftlichen wie die Sittenzustände Griechenlands — Sparta ausgenommen — im allgemeinen denen unsrer heutigen Kleinstädte und Dörfer ähnlich gewesen sein müssen. Nur in Italien und namentlich in Rom, wo der Reichtum der Provinzen zusammenfloß, entwickelten sich drei Jahrhunderte später Zustände, wie sie das Großkapital immer und überall erzeugt. Wie es da auf dem Lande ausgesehen haben mag, veranschaulichen uns die englischen und italienischen, seit einigen Jahren auch die norddeutschen Latifundien, und die Zustände der Hauptstadt finden wir in unsern heutigen Großstädten wieder, nur daß unsre Polizei strenger gegen alles „Gesindel“ ist, und daß die verarmten Bürger Roms, die täglich vom Patron die Sporteln einheimsten und bei allgemeinen Spenden bedacht wurden, noch nicht so tief gesunken waren und nicht mit solcher Verachtung als Abschraum von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, wie unsre heutigen Arbeitslosen. Erst der Heliafensold, das heißt das Tagegeld, das den Bürgern seit Perikles für Verwaltung des Richteramts gezahlt wurde, verschuldete eine Verklumpung, die einstweilen im kleinen vorbildete, was später in Rom durch panem et circenses im großen angerichtet werden sollte; den Anfang dieses Unheils hat Aristophanes in den Wespen geschildert. Knaben rücken da ihren Vätern vor, daß sie um des elenden Triobolos willen ihr Gewerbe vernachlässigten und die Familie ins Elend stürzten, und Haßkleon sperrt seinen Vater Kleobold ein und bewacht ihn mit Hilfe der Knechte Tag und Nacht, damit er nicht den ganzen Tag auf der Gerichtsstätte totschlage.

Der Vorwurf endlich, die Griechen hätten ihre Frauen verachtet, sie wie Sklavinnen behandelt und ihnen keinerlei Anteil am öffentlichen Leben ver-

stattet, klingt dem, der die Dramen gelesen hat, geradezu unverstündlich. Von den sieben Dramen des Aischylos sind drei, von den sieben des Sophokles ebenfalls drei, von den sieben des Euripides zwölf nach einem weiblichen Charakter oder einem aus Frauen bestehenden Chore benannt. Wie wäre denn ein Frauenchor auf der Bühne überhaupt denkbar, wenn die Frauen im öffentlichen Leben keine Rolle gespielt hätten! Und wie sie geehrt wurden, das geht doch aus den zu andern Zwecken mitgetheilten Proben schon zur Genüge hervor. In der Medea singt der Frauenchor:

In die Tiefe der Weisheit hab' ich mich oft  
 Schon sinnend versenkt und kühner gekämpft,  
 Zu durchforschen die Wahrheit, als es geziemt  
 Dem Geschlechte der Frauen: doch Sinn und Geist  
 Ward uns auch verliehn, und die Muse besucht,  
 Lehrt Weisheit uns — nicht jegliche zwar;  
 Denn wenige der Art findest du wohl  
 Aus der Menge heraus;  
 Wir lieben die Künste der Muses.

Es ist also nicht richtig, daß, wie man gewöhnlich sagt, nur die Hetären hätten Geist haben dürfen, obwohl es ganz natürlich ist und zu allen Zeiten beobachtet werden kann, daß sich emanzipirte Frauen auch in geistiger Beziehung freier bewegen als Ehefrauen; denn als emanzipirte Frauen, nicht als in den Not getretne Wesen, wie unsre heutigen Prostituirten, haben wir uns die Hetären zu denken. Und des Aristophanes Lysistrate, die durch eine Verschwörung der Ehefrauen den Frieden erzwungen hat, redet die Abgeordneten der griechischen Staaten an:

Ich bin ein Weib zwar, aber Geist wohnt auch in mir.  
 Ich ward mit Mutterwitz nicht schlecht begabt;  
 Dann hört' ich auch vom Vater und von Aelteren  
 Manch kluge Worte;\*) so bin ich nicht schlecht geschult.  
 Nun will ich euch vornehmen, will euch allzumal  
 Ausschelten, wie ihrs wohl verdient. Besprengt ihr nicht  
 Aus einem Kessel den Altar als stammverwandt  
 In Pisa, Pylä, Pytho — wie viel Orte noch  
 Sonst nennen könnt' ich, brauch't es hier viel Worte noch?  
 Siehts nicht Barbaren, Feinde nicht, daß Hellas Gaun,  
 Daß Hellas Männer ihr vertilgt mit Heeresmacht?

„Viele weise Worte kamen auch von Frauen schon,“ spricht Theseus in den Schutzflehenden, indem er auf den Rat seiner Mutter Athra hört. Dafür beobachtet diese auch die dem Weibe geziemende Zurückhaltung; nicht eigenmächtig will sie handeln, „denn alles nur durch Männer auszurichten, ziemt der weisen Frau.“

\*) Welcher Deutsche dächte da nicht an Stauffachers Gertrud!

Nur vom Standpunkte unsrer heutigen Emanzipationsflüchtigen aus, den wir, altmodisch gesinnt, nicht teilen, kann man es als eine Herabwürdigung der Frau ansehen, wenn ihr nicht der Markt und die Rednerbühne, sondern nur das Haus als Wirkungskreis angewiesen wird. Wir sind zwar weit entfernt davon, die Frauen und Mädchen zu tadeln, die heute in der Öffentlichkeit auftreten, um ihren Schwestern bessere Lebensbedingungen zu erkämpfen; aber nimmermehr werden wir die Verhältnisse, die sie dazu treiben und berechtigen, als natürlich und gesund anerkennen. Wo ein Ausnahmezustand herrschte, da ward es auch in Hellas der Frau, der sittsamen Jungfrau nicht verübelt, wenn sie sich in der Öffentlichkeit bewegte. Antigone geleitet als Pflegerin den verbannten blinden Vater auf seinen Irrfahrten, Ismene sucht ihre Lieben von Zeit zu Zeit auf, um ihnen Nachrichten von Hause zu bringen, und scheut dabei nicht die Fährlichkeiten, die sie als allein reisende Jungfrau, nur von einem Diener begleitet, zu bestehen hat. Wir haben, sagt Odipus, die Lebensweise der Ägypter angenommen:

Zu Haus, den Webstuhl zu besorgen, sitzen dort  
Die Männer, während draußen ihre Frauen stets  
Beschaffen, was des Lebens Unterhalt bedarf.  
So auch bei euch, ihr Kinder. Deren Pflicht es war,  
Sich abzumühen, wie Mädchen hüten sie das Haus;  
Statt ihrer tragt ihr beiden viele Not um mich,  
Den Unglückseligen. Eine teilt, seitdem ihr Leib  
Entwuchs der Kindespflege und die Kraft gewann,  
Mit mir des Wanderns ganzes Elend immerdar;  
Sie führt den Greisen, irret ohne Speise oft  
Umher im rauhen Waldesdickicht, unbeschuht,  
Oft schaffen Regengüsse, oft der Sonne Brand  
Der Ärmsten viel Beschwerde; doch sie schätzt gering  
Des Hauses Pflege, ist der Vater nur versorgt.  
Und du, Kind, ohne Wissen der Kadmeer kamst  
Du sonst schon, brachtest die Drakel alle mir.

Daß Medea lieber ein Mann sein möchte, liegt in ihrem Charakter, aber in ihren Klagen über das Loos der Frauen kommt nichts andres vor, als worüber sich die heutigen Frauen zu beklagen pflegen, und daß es nicht aus Verachtung, sondern zu ihrem Schutze geschieht, wenn sie mit ihrer Wirksamkeit auf das Haus beschränkt bleiben, gesteht sie zu.

Sind doch wir Frau das allerunglücklichste!  
Mit Gaben sonder Ende müssen wir zuerst  
Den Gatten uns erkaufen,\*) ihn als unsern Herrn

\*) Heute erst recht! Von der Dienstmagd, die ihren Soldaten freihält, bis zur Millionärstochter, die sich einen Grafen kauft und noch von Glück sagen kann, wenn der nicht ein abgelebter Wüstling ist. Wie viel höher im Preise steht das Weib bei dem Totentottensjüngling, der nicht eher ein Mädchen bekommt, als bis er ein Paar Ochsen für sie zahlen kann, die er sich in mehrjähriger harter Arbeit verdienen muß!

Annehmen; dies ist schlimmer noch als jenes Leid.  
 Dann ist das größte Wagnis, ob er bieder ist,  
 Ob böse; denn unrühmlich ist's dem Weibe, sich  
 Vom Gatten scheiden, und sie darf ihn nicht verschmähn.  
 Und freit in neue Sitten und Gesetze sie,  
 Muß eine, weiß sie's nicht von Haus, Prophetin sein,  
 Zu wissen, welchem Lose sie entgegengeht.  
 Doch wenn wir dieses glücklich uns vollendeten,  
 Der uns Verbundene froh mit uns am Joche trägt,  
 Ist unser Los zu meiden; kommt es anders — lieber Tod!  
 Auch kann der Gatte, wenn daheim ihn Ärger quält,  
 Auswärts des Herzens Überdruß beschwichtigen,  
 Bei Freunden oder einem, der mit ihm erwuchs.  
 Uns ist in eine Seele nur der Blick vergönnt.  
 Sie sagen wohl, wir lebten sicher vor Gefahr  
 Zu Hause, während sie bestehn der Speere Kampf,  
 Die Thoren! Lieber wollt' ich ja dreimal ins Graun  
 Der Schlacht mich werfen, als gebären einmal nur!

Eins fällt dem modernen Leser auf: daß unglückliche Liebe in der griechischen Tragödie keine Rolle spielt. Die Erklärung dafür scheint mir einfach zu sein. Lange Brautwerbungen mit Hindernissen, aus denen ein tragischer Konflikt entstehen könnte, kommen in so einfachen Verhältnissen, wie sie damals herrschten, nur selten vor. Ereignete sich etwas dergleichen, so konnte die Sache auch tragisch enden, wie der junge zärtliche Hämon beweist, der sich an der Leiche seiner geliebten Antigone entleibt; und in solchen Fällen wird dann Eros auch als ein schrecklicher und erbarmungsloser Gott mit Furcht und Zittern gefeiert. Aber verliebtes Getöse gehörte nicht in die Tragödie, in der nur ernste und große Gegenstände berechtigt waren. Die geschlechtliche Liebe gehörte als das anmutigste, heiterste und beglückendste im Leben nicht in die Tragödie, sondern in die Idylle, in die Elegie, in die Komödie. Daß es im modernen Drama einen so breiten Raum einnimmt und im Roman, in der Novelle zum alles beherrschenden Mittelpunkt geworden ist, kann nicht als ein Zeichen von Gesundheit angesehen werden. Es ist doch eben nicht wahr, daß im wirklichen Leben die Geschlechtsliebe die einzige und alles beherrschende Hauptfache wäre. Mehr Gelegenheit zur Behandlung dieses Gegenstandes geben allerdings die durch unsre verwickelten Verhältnisse und sozialen Schwierigkeiten erzeugten Hindernisse der Verhehlung, aber gerade die Romanleserei, die die Köpfe mit überspannten Ideen und die Gemüter mit eingebildeten Empfindungen erfüllt, vermehrt die Anlässe zu tragischen Konflikten noch um ein bedeutendes.

Eine Ausnahmestellung nahmen die Spartanerfrauen ein. Nur näherte sich ihre Lebensweise nicht dem orientalischen Haremsdasein, sondern im Gegenteil Bebel's Ideal. In der Lysistrate rühmt die Spartanerin Lampito mit

der dem Aristophanes eignen kräftigen Ausdrucksweise ihre Turnerkünste, und Euripides läßt in seiner Andromache den Peleus zu Menelaos sprechen:

Du Feigster, feiger Eltern Sohn, du wärst ein Mann?  
 Gleichwie zu Männern, also spricht man wohl zu dir?  
 Der seine Gattin rauben ließ vom Phrygier  
 Und unverschlossen, unbewacht sein Haus verließ,  
 Als walte drinnen im Gemach ein züchtig Weib,  
 Sie, die der Frauen schlimmste war? Selbst wenn sie will,  
 Kann eine Frau zu Sparta nicht enthaltsam sein,  
 Wo Frau das Haus verlassen und mit Jünglingen —  
 Nachlässig offen ihr Gewand, die Hüfte nackt —  
 In Lauf und Ringerkünsten, unerträglich mir,  
 Vereint sich üben.

In dem übrigen Hellas aber, und namentlich in Athen, kann die Stellung und Lage der Frauen von der unsrer heutigen, soweit diese noch normal ist, nicht wesentlich verschieden gewesen sein. Geht doch die Ähnlichkeit so weit, daß Emanzipationsbestrebungen vorgekommen sein müssen, die darauf ausgingen, in einem kommunistischen Gemeinwesen das Verhältnis der Frauen zu den Männern umzukehren, wie Aristophanes in seinen tollen Ekklesiastusen geschildert hat. Denn sollte ihm Plato, der übrigens damals seine „Republik“ noch nicht geschrieben hatte, auch die Idee des Kommunismus eingegeben haben, von Weiberherrschaft hat der große Philosoph doch gewiß nichts wissen wollen; diesen Gedanken muß also der Komiker dem Leben entnommen haben, wie er ja überhaupt, der Wirkung wegen, gar nicht daran denken konnte, andre als im Leben der Gegenwart vorkommende Verhältnisse, Gedanken und Bestrebungen zu verwerfen.



## Charles Kingsley als Dichter und Sozialreformer

Von Ernst Groth

2



Christ sein heißt Sozialist sein, das war Kingsleys erster Grundsatz. Jede andre Auffassung des Christentums als die sozialistische ist, nach seiner Meinung, eine Lüge. Nur der in ihr steckende Sozialismus sichere der christlichen Lehre die weltbeherrschende Macht und ermögliche ihr die sittliche Erziehung und Vervollkommnung der Menschheit. Darum fort mit dem sogenannten „Sonntagschristentum,“ dem Christentum der Formen, der Kultusfragen und der Doktrinen,